



Abb. 3. Araburg bei Kaumberg, Niederösterreich. Burgkapelle, 14. Jh. Foto: D. Leistikow

trachtung des Trifels, diesen Typus anzuerkennen, ohne jedoch andere schlüssige Deutungen anzubieten.

Die Beheizbarkeit des „Tresorraumes“ im Trifelsturm (bei allen anderen Beispielen infolge veränderter bzw. zerstörter Bauzustände nicht mehr prüfbar) kann nur die Zwitterstellung dieses Raumes zwischen geistlicher und weltlicher Zweckbestimmung unterstreichen. Daß dieser Raum aber „gleichsam als Empore“ zu bewerten sei (S. 202), von der aus man der Messe hätte folgen können, widerspricht schon der Beobachtung der Situation an Ort und Stelle: mehr als eine — fragwürdige — akustische Verbindung bietet ein Loch im Fußboden von (heute) 58 cm Durchmesser sicher nicht. Und ob die Trifelskapelle schließlich „vorangeht als Torkapelle gesehen werden muß“, kann nur mit einem Fragezeichen versehen werden.

Lücken bestehen begrifflicherweise vor allem in den österreichischen und schweizerischen Burgenlandschaften, aber auch Lichtenberg im Bottwartal (Württemberg) und Zwingenberg (Baden) fehlen merkwürdigerweise. Man vermißt vor allem die wohl-erhaltene romanische Kapelle in der großartig geschlossenen, nur in den oberen Zonen historistisch umgebauten Anlage von Liechtenstein bei Mödling (Niederösterreich) (Abb. 1). Diese mit Palas und Turm in einem Block vereinigte Kapelle wurde zu Recht mit Nürnberg verglichen. Weiter wäre die romanische, als seltenes Beispiel für eine fast komplette Gewölbemalerei und für die Innenraumgestaltung bedeutende Kapelle der Burg Ottenstein (Niederösterreich) zu betrachten. Ein schönes Beispiel einer teilzerstörten gotischen Kapelle findet sich auf der Araburg bei Kaumberg (Niederösterreich). In der österreichischen Fachliteratur werden außer Oberranna (das der Verfasser behandelt) auch Himberg, Zwettl und Künring im Waldviertel ausdrücklich als „Burgkirchen“ bezeichnet und betrachtet. Sie fehlen hier.

In der Schweiz wären außer der (ergrabenen) Kapelle von Crap Sogn Parcazi (bei Trins/Graubünden) vor allem die mit eigenem Campanile versehenen (z. T. in der Arbeit genannten) Kirchen in den Kirchenkastellen von Jörgenberg, Hoch-Rialt, Mesocco und Castelmur (alle in Graubünden) auf Grund der neueren Ergebnisse schweizerischer Burgenkunde ausführlicher zu untersuchen, auch wenn sie offenbar Einzelfälle sind. Ein ganz eigenes Kapitel bilden in dieser Burgenlandschaft auch die Höhlen- (oder Grotten-)Burgen mit abseits der Burg liegender Kapelle und einem „Burgpfaffenhaus“ wie z. B. Fracstein im Prättigau.

Gibt es im deutschen Sprachraum auch (wie im Südreich Friedrichs II.) Burgen ohne Burgkapellen und welche Gründe könnten hierfür geltend gemacht werden? Wie steht es mit den zahlreichen Kapellen außerhalb der Burgen?

Andere, über den Inhalt und die Fragestellung einer baugeschichtlichen Arbeit hinausgehenden Probleme, etwa der Rechtsverhältnisse und der Patrozinien, wurden begrifflicherweise nur kurz angesprochen. Entschieden zu kurz sind aber die Innenraumgestaltung und die Ausstattung gekommen.

Die vielseitige Thematik regt zu zahlreichen weiterführenden Fragen an, und das ist gut so. Denn insgesamt kann der sorg-

fältigen, ein ungemein vielfältiges Thema der Burgenkunde aufgreifenden Arbeit ein gutes Zeugnis ausgestellt werden. Dem Herausgeber sei gedankt, daß er diese wichtige Untersuchung der weiteren Forschung durch die Aufnahme in seine Schriftenreihe zugänglich machte.

Dankwart Leistikow

Gabriel Fournier

Le Château dans la France médiévale

Essai de sociologie monumentale

(Collection historique dirigée par Paul Lemerle et Maurice Agulhon), Aubier Montaigne, Paris 1978, 397 pp., FF 89.

Gabriel Fournier, Professor an der Universität von Clermont, bekannt vor allem durch seine Beiträge zur Geschichte und Archäologie der Auvergne, legt mit diesem Buch eine Synthese des gegenwärtigen Wissens über die französischen Burgen des Mittelalters vor, die zu den „essais d'approche pluridisciplinaire“ gehört, durch die sich die französischsprachige Geschichtsschreibung der letzten Jahre auszeichnet, leider ohne noch bisher allzuviel Nachfolge in den anderssprachigen Ländern gefunden zu haben.

Ein Werk, das man gerne zur Hand nimmt, wegen der Präzision der Darstellung (keines der zahlreichen Details bleibt unbelegt), wegen der umfassenden Kenntnis der sachlichen und schriftlichen Quellen und wegen der einladenden Klarheit des Aufbaus. Früh-, Hoch- und Spätmittelalter sind in drei Hauptabschnitten behandelt, wobei jeweils dieselben Fragen an das Material herangetragen werden (Burgentypen, Verteidigungsorganisation, politische und soziale Funktionen), so daß sich ein gut überschaubares Bild der Entwicklung bietet. Hier seine wichtigsten Linien:

Mit dem Ende des Imperium Romanum hat die Grenzbefestigung des Limes ihre Bedeutung verloren; es beginnt die Epoche der großräumigen, meist höher gelegenen Fliehburgen, errichtet teils noch unter Verwendung antiker Mauertechnik, teils als von den vorgeschichtlichen Anlagen nur durch Funde unterscheidbare Erdwallbefestigungen, oft über einer dörflichen Siedlung gelegen und nur in Krisenzeiten bewohnt. Manche dagegen sind als Adelsresidenzen, Münzorte, Pfarreimittelpunkte belegt. In der kurzen Ara relativer Ruhe unter den frühen Karolingern spielen Burgen gegenüber den Pfalzen und Höfen keine Rolle; erst die großen Invasionen des 9. Jahrhunderts (Normannen, Sarazenen, später Ungarn) lassen neue, nicht sehr hilfreiche Befestigungen entstehen, wenigstens de lege als königliches Regal, in der Praxis oft genug usurpiert und Machtzentrum der nach Unabhängigkeit strebenden Grundherren. Vorgeschichtliche Anlagen werden wiederbenutzt, Klöster, Villen, Höfe befestigt oder durch neue „castra“ in der Nähe geschützt, die vielfach wieder nur Fluchtburgen, manchmal aber auch Mittelpunkte der Gaue sind. Ein unregelmäßiger Wall mit Graben und Palisaden, der von einer nicht spezialisierten bäuerlichen Bevölkerung errichtet werden kann, bildet meist das einzige Verteidigungswerk, für das es freilich oft weder genug, noch genügend willige und ausgebildete Besatzung gibt. Die anhaltende Unsicherheit und das schwache Königtum führen zu einer Machtverschiebung zugunsten der lokalen Gewalten, die einen effizienteren, aber immer noch relativ einfach zu konstruierenden Burgentypus entwickeln: die Turmhügelburg (Motte) und den Wohnturm (Donjon). Vom späten 10. bis ins 12. Jahrhundert verbreitet sich diese regelmäßig von einer Vorburg begleitete Anlage über ganz Frankreich, wobei der ursprünglich hölzerne Donjon mehr und mehr durch den gemauerten ersetzt wird. Für diesen sind freilich ausgebildete Kräfte vonnöten, die zunächst wohl nur aus dem kirchlichen Bereich kommen können. Diese Burg ist nun stets permanenter Wohnsitz des Feudalherrn, der damit auf die Wohnqualität der Villa zugunsten gesteigerter militärischer Sicherheit verzichtet (und sich buchstäblich über seine bäuerlichen Abhängigen erhebt). Der wehrtechnische Vorteil besteht in der Konzentration der ganzen Anlage durch geringeren Umfang und in der Vergrößerung der Distanz zum Angreifer, der ja von oben, von der Turmplattform herab bekämpft wird; die hauptsächlichliche Wirksamkeit dieser neuen Bauform erklärt Fournier aus den noch unzulänglichen Belagerungsmaschinen. Weitere Wohn- und Wirtschaftsgebäude, Kapellen etc. finden sich ohne Wehrfunktion in der Vorburg.

Um 1200 ereignet sich „eine richtiggehende Revolution im Burgenkonzept“ (p. 90): durch die Verkleinerung der Vorburg und die organische Anordnung der Nebenbauten um einen Innenhof entsteht ein geschlossener, konzentrierter Baukomplex. Dieser ist die aus der Verschmelzung einheimischer Weiterentwicklungen und orientalischer Anregungen (Kreuzzüge!) resultierende Antwort auf das wesentlich gefährlicher gewordene Antwerk (Stoß-, Schieß-, Wurfzeug, Belagerungstürme, Katzen...). Die widerstandsfähigere Rundform für den Donjon, die Einführung des Flankierungsprinzips, der Dossierung, des doppelten Berings verweisen auf die Notwendigkeit adäquaten Schutzes vor den neuen Angriffstechniken. An Stelle des Donjons können bei manchen dieser Randhausburgen auch mehrere starke Türme treten.

Diese architektonische Entwicklung wird nun eingebettet in das zeitgenössische politisch-soziale Ambiente: das Wechselspiel zwischen König und Hochadel auf der einen Seite, die durch Gesetz und Vertrag den Burgenbau kontrollieren wollen, und auf der anderen Seite den kleinen Feudalherren, die sich, wo möglich, darüber hinwegsetzen (bei jeder Revolte wächst sprunghaft die Zahl ihrer Burgen). Auch hierin manifestiert sich der Gegensatz zwischen dem „befriedeteren“ Norden und dem „anarchischeren“ Süden. Allenthalben aber scheinen die neuen Burgen keiner großräumigen militärpolitischen Planung ihre Entstehung zu verdanken, sondern den jeweiligen Erfordernissen der verschiedenen Einzelsituationen.

Was bedeutete die Burg für ihre Be- und Umwohner? Die Herren, mochten sie sie von Amts wegen oder zum Lehen haben, tendierten dazu, sie widerrechtlich in Allod zu verwandeln und an einen ihrer Söhne weiterzuerben (im Süden kommt es eher zu einer Ganerbenteilung). Die ritterliche Besatzung („*militēs castri*“) wohnte während ihres jährlichen Hofdienstes (oft in eigenen Häusern) in der Burg und tendierte damit zu einer gewissen Cliquenbildung. Sie bedrückte gerne die umwohnenden Bauern, die auch unter die Bannherrschaft des Burgherrn kamen, der freilich andererseits für Schutz und Frieden zu sorgen hatte (bzw. gehabt hätte). Durch ihre Kapellen erfüllten die Burgen auch religiöse, durch bei ihnen abgehaltene Märkte wirtschaftliche Funktionen. Wesentlich waren die machtpolitischen Umstrukturierungen: die Burgen als kleinräumige Herrschaftszentren unterwanderten die großräumigen karolingischen Grafschaften, feudale Aufspaltung kennzeichnete das frühkapetingische Frankreich. Dagegen wehrten sich König und Fürsten durch Einbeziehung auch allodialer Burgen in den Lehensverband und Beharren auf einem Öffnungsrecht („*château jurable et rendable*“) sowie auf der Ligesse (im Streitfall galt die Verpflichtung gegenüber dem Oberlehensherrn vor der gegenüber dem Burgherrn). Umfassend war die siedlungsgeographische Bedeutung der Burg: ihre Platzwahl hängt durchaus nicht nur von militärischen Erwägungen ab, sondern auch von rechtlichen, siedlungshistorischen, verkehrsgeographischen u. a. Orte wurden in ihre Nähe verlegt oder neugegründet (Rodungen!), die Verwaltungs- und Pfarrorganisationen abgewandelt.

Neben die Burgen treten seit dem 10. Jahrhundert Wehrkirchen (wenigstens rechtlich Monopol der Kirche), feste Häuser, die nur recht beschränkte Verteidigungsanlagen haben dürfen¹⁾ und ummauerte Dörfer (seit dem 12. Jahrhundert vom Feudalherren und den Bauern meist zusammen errichtet), die durch den Wegfall der geräumigen Vorburgen nötig werden.

Frankreich im späten Mittelalter ist geprägt durch den hundertjährigen Krieg. Dies bedeutet für die wichtigen Burgen verstärkten Um- und Ausbau, bei dem mehr und mehr auch die Wohnfunktion berücksichtigt wird, ohne daß aber ein neuer Typ entsteht (wenn auch etwa Barbakane etc. dazukommen und im 15. Jahrhundert die Einführung der Artillerie die bekannten Veränderungen wie Geschützplattformen, Kanonenscharten, Mauerverstärkungen usw. bewirkt), für viele schwächere aber die Schleifung. Neuerlich müssen Klöster und Dörfer ganz oder teilweise befestigt werden. Nun liegen über Bau- und Wehrgorganisation zahlreiche Dokumente vor, die das militärische und rechtliche Erstarren der dörflichen Gemeinde zeigen. Auch die Verhältnisse der Neuzeit haben im Festungsbau ihren charakteristischen Niederschlag gefunden: während des Absolutismus errichtet nur mehr der Monarch Wehrbauten, wogegen die anderen Burgen im Landesinneren zerstört werden sollen (Richelieu 1629).

Dieser Darstellung sind anhangsweise beigegeben ein mehr als hundertseitiger Auszug aus den interessantesten urkundlichen und historiographischen Quellen in Übersetzung sowie 14 Lagepläne von Burgen in Bezug zu den dazugehörigen Ortschaften, die lehren, wie man aus rezenten topographischen Angaben auf Lage und Entwicklung mittelalterlicher Anlagen schließen kann. Ein Ortsregister (leider kein Personen- und Sachverzeichnis) beschließt den Band.

Der Autor hat in ihm ein wesentliches Ziel historischer Darstellung erreicht, nämlich die Betrachtung eines Phänomens, das der mittelalterlichen Burg, unter möglichst vielen Aspekten, die von den bekannten architektonischen über politische, soziale, wirtschaftliche, religiöse bis hin zu wertvollen Angaben über das Alltagsleben der Burgbesatzung reichen (fehlt höchstens der psychologische: der Rückzug auf die sehr schwer zu errichtenden und zu versorgenden Höhenburgen ist kaum ohne grundlegenden Verhaltens- bzw. Mentalitätswandel denkbar²⁾). Die Einbindung der Monumente in das allgemeine geschichtliche Umfeld ist hier beispielhaft vorgeführt, die Vielfalt und Komplexität der Wirklichkeit nicht zugunsten einer schematischen Verallgemeinerung zurückgedrängt und trotzdem klar die Entwicklung der jeweiligen Hauptströmungen aufgezeigt. Zu einem Werk, das man mit so weitgehender Zustimmung betrachten kann, darf abschließend um so eher auch eine kritische Frage gestellt werden. Sie betrifft die Gewichtung des Stoffes: die fünf Jahrhunderte des Frühmittelalters werden auf ca. 40 Seiten abgehandelt, die drei folgenden nehmen mehr als den vierfachen Raum ein, und das späte Mittelalter bekommt nur mehr rund 30 Seiten zugestanden. Unbestritten liegt nun der Höhepunkt des Burgenbaues im Hochmittelalter³⁾, aber durch die knappe Darstellung der beiden „umliegenden“ Epochen werden doch wichtige Probleme nicht oder nur am Rande angesprochen. So das der Weiterverwendung militärischer Anlagen der Antike, namentlich der befestigten „*villae rusticae*“ und ihre mögliche Kontinuität mit späteren Burgen, wie überhaupt die Platzwahl auch hochmittelalterlicher Burgen im Verhältnis zur antiken Besiedlung zu untersuchen wäre⁴⁾. Und im Spätmittelalter hätte man doch gerne gewußt, wie sich der Übergang von der Burg zum Schloß und zur Festung konkret vollzogen hat, oder woher auf einmal die regelmäßigen Viereckanlagen (z. B. Posanges in Burgund) kommen, wie sie schon früher, etwa aus dem Heiligen Land, Unteritalien oder Niederösterreich bekannt sind. Doch dies nur als Anregungen. Obwohl der Autor über ausgezeichnete Kenntnisse der burgenkundlichen Literatur verfügt, mögen einige Ergänzungen (ohne Monographien zu Einzelburgen) nützlich sein: *Adelin Moulins, L'Arrière et ses châteaux féodaux, Verniolle 1964; Guy Trendel, Henri Ulrich, Châteaux des Vosges et du Jura alsacien, Strasbourg 1969; Jean Wirth, Les Châteaux-forts Alsaciens du XII^e au XIV^e siècle, Strasbourg 1975; Charles Laurent Salch, L'Atlas des châteaux-forts en France, Strasbourg 1977; id., Dictionnaire des châteaux de l'Alsace médiévale, Strasbourg 1976. Besonders hinzuweisen ist noch auf die wichtige Zeitschrift „Archéologie Médiévale“ (1980 erscheint der 10. Band), die nicht nur viele burgenkundliche Aufsätze enthält, sondern auch laufend Besprechungen der im Gang befindlichen Ausgrabungen mittelalterlicher Wehrbauten⁵⁾.*

Doz. Dr. Peter Dinzelbacher

Anmerkungen

- ¹⁾ Für die sehr ähnlichen Bestimmungen in Deutschland cf. z. B. *Alexander Antonow, Burgen des süddeutschen Raums, Buhl 1977, 4 f.*
- ²⁾ Darauf verweist, jedoch ohne nähere Ausführung, *Almut Satrapa-Schill, Das Leben und die Versorgung auf mittelalterlichen Höhenburgen, Diss. Stuttgart 1978, 145 u. ö.*
- ³⁾ Für Süddeutschland zeigen dies zuletzt sehr eindrucksvoll die Graphie bei *Hans-Martin Maurer, Burgen zwischen Alb und mittlerem Neckar, Historischer Atlas von Baden-Württemberg, Beiheft (V,6), Stuttgart 1979, 9.*
- ⁴⁾ Hier haben sich nämlich auf einem anderen Gebiet unerwartete Kontinuitäten gezeigt, cf. *Michael Mitterauer, Jahrmärkte in Nachfolge antiker Zentralorte, Mitteilungen d. Instit. f.*

österr. Geschichtsforschung 75, 1967, 237 ff. Zur Frage der Befestigung antiker Villen cf. etwa Hermann Hinz, Zur Bauweise der Villa rustica, Gymnasium, Beiheft 7, 1970, 15 ff., bes. 24 f.

5) Ein für den burgeninteressierten Touristen gedachter Bildband mit hübschen Aufnahmen ist unter dem Titel „Châteaux forts“ in der Larousse-Serie „Beautés de la France“ (Paris 1977) erschienen.

Hansmartin Schwarzmaier

Staufisches Land und staufische Welt im Übergang

Bilder und Dokumente aus Schwaben, Franken und dem Alpenland am Ende der staufischen Herrschaft.

72 Seiten Text, 71 Seiten (z. T. farbige) Abbildungen, 3 Kartenskizzen, Zeittafel, Register, Stammtafel der jüngeren Staufer. Sigmaringen (Jan Thorbecke Verlag) 1978.

Bereits der erste Teil des Buches, erschienen zum „Stauferjahr“ 1977, hat viele Freunde gefunden und erlebte inzwischen eine zweite Auflage. Damals wurde die erste Hälfte der staufischen Epoche, mit besonderem Gewicht auf Schwaben als dem Stammland der staufischen Herrschaft, an Hand von Dokumenten in eindringlicher Darstellung der historischen Fakten behandelt. Auf die Besprechung in „Burgen und Schlösser“ (Heft 1978/I) sei hier noch einmal hingewiesen. Eine Fortsetzung schien allein durch die Anlage des Buches von vornherein geplant. Nun liegt sie in der gleichen, überzeugenden Aufmachung vor.

Wiederum läßt der Titel den Leser zunächst über die Zielsetzung im Unklaren ... „staufische Welt im Übergang“? Übergang kennzeichnet schließlich alle Geschichte, alle menschliche Existenz, ganz besonders in der Rückschau. Der Titel soll offenbar die Entwicklung ankündigen, die der straffen Herrschaft Kaiser Friedrich Barbarossas folgte und die nach kurzem, wenn auch problematischem Höhenflug unter Heinrich VI., in die spätaufische Zeit des Niederganges, ja schließlich des Unterganges führte.

Als regionale Abgrenzung wurde der Raum gewählt, der mit Schwaben, Franken und dem Alpenland umschrieben werden kann. Und so beginnt die Schilderung konsequent mit dem Herzogtum Schwaben als „Verkehrsbrücke und Paßland“. Hier wird die —freilich geografische— „Übergangs“-Funktion Schwabens herausgestellt, das sonst eher als Kernbereich der staufischen Herrschaft betrachtet wird.

Die Gliederung des chronologisch angelegten Textes folgt dem Gang der historischen Ereignisse und beginnt mit Friedrich Barbarossa und seinen Söhnen, wobei allerdings die zentrale und für den Kaiser schicksalhafte Bedeutung des Kreuzzuges von 1189 kaum anklingt. Sein Tod und der schließliche Mißerfolg dieses glänzend vorbereiteten Unternehmens stellen bereits eine entscheidende, nicht mehr umkehrbare Wende der staufischen Geschichte dar.

Für Kaiser Heinrich VI. (von dem O. Schönhuth sagte, daß wir ihn „als den ganz Entarteten des Geschlechts so ungern unter der Zahl der edlen Staufer erblicken“ ..) steht Richard Löwenherz als der Gefangene auf dem Trifels, für Philipp von Schwaben als Endpunkt der Bamberger Königsmord, für Friedrich II. sein Einzug als Knabe aus Apulien. Treffende und besonders aufschlußreiche Betrachtungen gelten sodann dem Übergang vom Zähringer- zum Stauferstaat, der — nach dem Aussterben der Welfen — durch das Ende des Zähringischen Hauses mit Berthold IV. im Jahre 1218 einsetzt und besonders für Süddeutschland entscheidende Bedeutung erhielt, und weiterhin dem Aufkommen einer neuen Schicht von Gefolgsleuten in einer wesentlich vom Finanzwesen geprägten Staatsverwaltung.

Gegensätzliche Begriffspaare bezeichnen die folgenden Kapitel: „Der Prinzregent als Rebell“ umschließt die tragisch verfehltete Politik des ältesten Kaisersohnes, Heinrich (VII.), „Der Ketzer und die Heilige“ den Zwiespalt im Wesen des Kaisers, der als (erzwungenermaßen) erbitterter Gegner der Römischen Kirche doch wie ein Büßender zum Grabe der Heiligen Elisabeth wallfahrtet. Auch die Rolle der Frauen tritt in den Blickpunkt, wenn von dieser Heiligen und von den Bettelorden die Rede ist, als Ausdruck von „Macht und Armut“.

Unter den Gegenkönigen der letzten Staufer wird die verhängnisvolle Rolle Erzbischof Siegfrieds von Mainz deutlich, der nach seinem Abfall von der staufischen Sache als „Königsmacher“ galt. Wilhelm von Holland, Alfons von Kastilien und Richard von Cornwallis traten auf den Plan. Konrad IV., dessen Kampf um das Reich in Deutschland und Italien man nur mit größtem Respekt begegnen kann, erscheint leider auch hier (wie so oft!) nur als Stiefkind der staufischen Geschichte. Konradin und das Ende: Der Versuch, die Herrschaft des Geschlechtes noch einmal zu stabilisieren, blieb Episode. „Nach seinem Tode gab es keinen Sieger, wohl aber viele Gewinner ... Das Königtum der Habsburger, aber auch die Territorien der Württemberger, der Markgrafen von Baden und anderer Fürsten stehen auf den Ruinen der staufischen Herrschaft“.

So ist dem Verfasser der Versuch gelungen, „die Staufer und ihr Milieu zu erfassen, ihre politische und geistige Welt, ihre Bewunderer und ihre Gegner, ihre Erfolge und Niederlagen.“ Die fundierten Kenntnisse des Autors, der auch ein besonders enges Verhältnis zu den Quellen einbringt, bürgt für eine fachlich sichere Grundlage ebenso wie für eine anschauliche und gut lesbare Darstellung, die durch wohlüberlegt ausgewählte Quellenzitate und treffende Literaturhinweise ergänzt wird.

Der Bildteil gleicht einem Streifzug durch die staufische Welt der Kultur und Kunst und reicht von den Burgen und Kirchen über Skulptur und Malerei, Goldschmiedekunst und Buchkunst bis zu den Urkunden. Denkwürdige Stätten und bedeutende Kunstwerke sind hier versammelt. Als Burganlage gehörte freilich Münzenberg nicht hierher, sondern zur älteren staufischen Geschichte. Dasselbe gilt für die 1186 geweihte Kirche des Zisterzienserklosters Eberbach. Vom Mainzer Dom, dessen (falsch bezeichneter) Ostchor in Abb. 90 erscheint, hätte der Westchor gezeigt werden müssen, der 1239 in Gegenwart König Konrads IV. von Erzbischof Siegfried von Eppstein geweiht wurde und dessen so großartig reiche Architektur (neben dem Wormser Westchor) den Geist der späten Stauferzeit von allen Bauwerken dieser Epoche wohl am eindringlichsten bezeugt.

Dankwart Leistikow

Burgenfahrten

In kleiner Gruppe von nur 15 bis 25 Personen. Ausgewählte Wanderstrecken — Mahlzeiten ohne Hast mit landschaftstypischen Gerichten. Termine 1980:

- 4 Tage „Von Burg zu Burg im **Unterelsaß**“
5. bis 8. Juni ab München.
- 4 Tage **Mühlviertel** „Rund um Freistadt“
14. bis 17. Juni ab München.
- 9 Tage **Mühlviertel** (Oberösterreich)
16. bis 26. August ab Stuttgart.
- 16 Tage **Östliche Pyrenäen** (Frankreich und Spanien).
30. Aug. bis 14. Sept. ab München.
- 9 Tage **Waldviertel** (Niederösterreich)
27. Sept. bis 5. Okt. ab München.
- 5 Tage **Wachau** (Niederösterreich)
29. Okt. bis 2. Nov. ab München.

Weitere Termine für Fahrten ins **Elsaß** und nach **Salzburg** im Herbst sind noch nicht genau festgelegt, bei Interesse ist Voranmeldung erwünscht.

Für 1981 sind in Vorbereitung Fahrten in die Pyrenäen, nach Böhmen, Mähren, Nord-Ungarn und Süd-Schweden.

Information und Anmeldung,
möglichst schriftlich, nur bei

Dipl.-Ing. Wilfried Taschner, Postfach 801862,
8000 München 80, Tel. 0 89 / 47 95 04